

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage *Neue Welt* einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 2 Monate 1.40 M., für 1 Monat 70 Pfg., ausschließlich Bestellgeld.

**Redaktion:** Tauscher Str. 19/21.  
**Telegramm-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telefon** 18093.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 6 gespaltene Pettzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Ercheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Str. 19/21. Telefon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertage geschlossen.

## Tageskalender.

Die sächsische Regierung will das Kommunalwahlsystem fallen lassen und dafür eine Anzahl Abgeordnete durch den Landeskulturrat und die Handels- und Gewerbe-Kammern wählen lassen.

Die preussische Regierung wird in der nächsten Landtagsession einen Gesetzentwurf einbringen, der verschuldeten Agrariern in Schlesien, Pommern und Ostpreußen wegen angeblicher Polengefahr 100 Millionen zuschanzen soll.

Die Berliner Bauunternehmer beschließen, die Löhne der Bauarbeiter herabzusetzen, und Entlassung derjenigen Arbeiter, die am 18. März ganz oder teilweise feiern.

Im Prozeß gegen den Anarchisten Neumann wurde dessen Behauptung, die Berliner politische Polizei kämpfe mit den verwerflichsten Mitteln, vom Gericht als wahr unterstellt.

## Eine reine Privatsache.

Leipzig, 10. März.

Die bürgerliche Presse Deutschlands bietet augenblicklich einen höchst merkwürdigen Anblick. Die öffentliche Meinung Englands ist aufs höchste empört über einen Brief, den Wilhelm II. an den Chef der englischen Admiralität gerichtet hat und in dem sie mit Recht oder Unrecht einen unzulässigen Versuch erblickt, die englischen Marinepläne im deutschen, oder sagen wir, im wilhelminischen Sinne zu beeinflussen. Der Brief selber ist nicht veröffentlicht, gelesen hat ihn nur der Berliner Briefschreiber, der Londoner Adressat und die Leute, denen er von letzterem gezeigt wurde. Der Briefschreiber selber hat sich über den Brief noch nicht geäußert, alle übrigen Leute jedoch, die den Brief gelesen haben, sind sich einig darüber, daß er in der Tat einen derartigen Beeinflussungsversuch darstellt. Das hindert jedoch die brave deutsche bürgerliche Presse keinen Augenblick, über die englische Zeitung, die die Affäre aus Nicht gebracht hat, mit den ausgefeiltesten Schmähungen herzufallen und gleichzeitig zu behaupten, alles, was über den Kaiserbrief geschrieben, sei Schwindel und Lüge. Das alles wohl gemerkt, obwohl keiner dieser deutschen Zeitungsbarden den ominösen Brief auch nur für eine Sekunde gesehen, geschweige denn gelesen hat.

Doch mit dieser, aus so gründlicher Sachkenntnis geschöpften Versicherung hat die gute deutsche Presse noch nicht genug. Sie geht noch einen Schritt weiter und sagt: der Brief Wilhelms II. an Tweedmouth sei eine „reine Privatangelegenheit“, die keinen Menschen etwas angehe,

und mit dem Zorn gerechter Entrüstung fügt man hinzu: Kann unser Kaiser etwa nicht mehr an seine Freunde einen Brief schreiben? Hat er nicht denselben Anspruch auf freie Meinungsäußerung, wie jeder andere? Auf dieses Geschwätz ist zunächst zu sagen, daß in Deutschland niemand das Recht der freien Meinungsäußerung hat, am allerwenigsten über Wilhelm II., bei dem man schon Gefahr läuft, ins Gefängnis zu spazieren, wenn man nicht jede seiner Handlungen — und seine „reinen Privatsachen“ in erster Linie — als einen Ausfluß göttlicher Weisheit mit schweigender Ehrfurcht hinnimmt. Schreibt doch gerade heute im Anschluß an die neueste „reine Privatsache“ Wilhelm ein bürgerliches Blatt, die Kölnische Volkszeitung:

Bei den Sozialdemokraten, früher auch bei den Wädeln und Bismardionern wird begnügt, wurde der Kaiser einer nützlichen, weit über das Ziel hinausreichenden Kritik unterzogen, in andern Kreisen aber, hauptsächlich nationalgesinnten, wucherte ein Hyazinthenbusch empor, der bisher in Deutschland unerhört war und den Eindruck hinterließ, als möchten die „Patrioten“ am liebsten auf jedem Blätschen deutscher Erde, wo der Kaiser einen Zigarrenstummel weggeworfen, ein Denkmal errichten.

Daß eine derartig kanakillierte Presse Wilhelm II. — auch in seinen angeblichen Privatsachen — loben und verteidigen muß, versteht sich von selber und ihre Zustimmung hat deshalb auch den moralischen Wert der Hilfeleistung eines Dienstmannes, dem man für seine Mithewaltung fünf Groschen in die Hand drückt und ihn dann entläßt.

An sich ist es natürlich ein erbarungswürdiges Geschwätz, wenn jetzt eine Angelegenheit, die jenseits des Kanals eine ganze Nation in die größte Aufregung versetzt, am Ufer der Spree mit heiterer Unbefangenheit als eine „reine Privatsache“ Wilhelms hingestellt wird, um die sich kein braver deutscher „Untertan“ zu kümmern habe. „Das Ganze sei ein Zwischenfall unter „Freunden“. Großartig! Also der englische Marineminister ist der „Freund“ des Mannes, der sein eigener Reichskanzler und vor allem sein eigener Marineminister sein will! Und das, obwohl gerade Deutschland und England mit den eiferfüchtigsten Augen ihre gegenseitigen Seerüstungen betrachten. Sie sind Freunde! Da kann ja der internationale Weltfriede nicht mehr fern sein. Es fehlt nur noch, daß der preussische Kriegsminister sich den französischen Kriegsminister zum „Freunde“ macht — was ihm, da derartige Freundschaften jetzt als „reine Privatsachen“ gelten, niemand verwehren wird — daß Herr Bülow mit Herrn Clemenceau Brüderlichkeit trinkt und die Herren Dernburg, Tirpitz und Schön mit ihren englischen und französischen Respektkollegen. Wenn dann Herr Finem seinem Pariser „Freunde“ Vorschläge macht zur Einschränkung der französischen Rüstungen und Herr Bülow seinem lieben Kollegen Clemenceau Winke gibt über die Leitung der französischen Marokkopolitik im deutschen Sinne, so

wird die brave deutsche bürgerliche Presse über diese „reinen Privatsachen“ sehr erfreut sein und vielleicht noch die Sozialdemokratie auffordern, dieses neue System internationaler „Freundschaften“ auch ihrerseits im Interesse des Weltfriedens zu begrüßen.

In der Tat kann der Versuch, ein so eminent politisches Ereignis wie der Brief Wilhelms an Tweedmouth als eine reine Privatangelegenheit des Briefschreibers hinzustellen, nur in Deutschland unternommen werden, dem klassischen Lande der Bedientenhaftigkeit und des fürstlichen Absolutismus. Wie lange ist es denn her, daß die gesamte Staatsverwaltung, das Heerwesen, die innere und die äußere Politik, ja der Staat selber als „reine Privatsache“ des Fürsten galt, um die sich kein Mensch zu kümmern habe. Der alte Fritz sah das Königreich Preußen völlig als seine „reine Privatsache“ an und vermachte es seinem Nachfolger in derselben Weise, wie er ihm seine Reitpferde und seine Schnupstabsakbosen vermachte. Auch der Krieg galt als eine „reine Privatsache“ der Fürsten. „Die Völker sollen es gar nicht merken, wenn die Könige Krieg führen“, war der offen anerkannte Grundsatz der Politik, und als im siebenjährigen Kriege die ostpreussischen Bauern sich den eindringenden Franzosen mit Gewalt zu widersetzen versuchten und nun erst recht mitgenommen wurden, da sandte ihnen Friedrich einen höhnischen Brief, ihnen sei nur recht geschehen, sie sollten sich nicht in seine Angelegenheiten mischen, er würde es gerade so wie die Franzosen gemacht haben. Selbst den Bürgern von Berlin mußte der Präsident Kirchheim bei schwerer Strafe verbieten, zu den Waffen zu greifen, als die Stadt im Jahre 1757 von den Oesterreichern besetzt wurde. Diese Auffassung blieb immer herrschend in Preußen. Der Zusammenbruch des Staates bei Jena war ebenfalls eine „reine Privatsache“ des Königs, die nach dem Willen dieses größten Trotzels auf dem Thron der Hohenzollern von den Bürgern mit der absolutesten „Ruhe“, der bekannten ersten Bürgerpflicht, aufgenommen werden sollte. Und als im Jahre 1813 das Volk aufstand und der Sturm losbrach, da konnte derselbe König von Preußen die nationale Begeisterung nur mit einem Gemisch von Argwohn und Empörung betrachten. War denn nicht der bevorstehende Krieg gegen Napoleon ebenfalls seine „reine Privatsache“? Und was hatte sich die Kanaille in seine Privatsachen zu mischen?

So ist es geblieben im Wesen der Dinge bis heute, und die Bestimmung der Reichsverfassung, daß die Erklärung über Krieg und Frieden ausschließlich dem Kaiser vorbehalten ist, der den Reichstag nicht zu befragen braucht, leuchtet ja, daß auch heute noch die wichtigsten Fragen des nationalen Lebens als eine „reine Privatsache“ des Kaisers angesehen werden. Das Geschwätz der bürgerlichen Presse, die den neuesten Kaiserbrief ebenfalls als eine

## Seuilleton.

### Der Eindringling.

Roman von Vasco Naves.

Aus dem Spanischen übersetzt von Julio Drouis.

7) (Nachdruck verboten.)

#### II.

Es waren wohl sechs Monate verstrichen, seitdem der Doktor Aresti nicht mehr nach Bilbao hinuntergegangen war. Als er deshalb im Bahnhof El Desierto umstieg, um auf der Linie von Portugalete Bilbao zu erreichen, empfand er bei dem großartigen Anblick des Flusses daselbe Gefühl des Staunens und der Bewunderung, wie die Landleute, die nur selten in die Stadt kommen, wenn wichtige Geschäfte sie dorthin rufen.

Der Zug ließ die Zwillingstürme der Hochöfen hinter sich — die Zwingburg von Sanchez Morueta, wie der Arzt sie nannte — und nachdem er sich durch einen Tunnel hindurchgewunden, fuhr er am Ufer entlang an den Landungsplätzen vorbei, wo die Bergwerksbahnen von mehreren Meter hohen Gerüsten herab die Erze in die Schiffe stürzten. Im Flusse, hinter den unablässig arbeitenden Kranen, lagen die Schiffe und zeigten über dem Niveau des Kais ihre ragenden Schote und Masten. Ihrem Schöße entfielen die großen eisernen Kübel, mit englischen Steinkohlen gefüllt, die auf Drahtluftbahnen nach den Werken des Nervionales befördert wurden. Auf beiden Ufern herrschte reges Leben, fieberhafte Lätigkeit; hier wurden die roten Erze der biskajischen Berge verladen, dort die schwarzen Kohlen des Auslands in Empfang genommen. Flaggen aller Nationen wehten von den Schiffen, die die fremdartigsten Namen trugen. Auf der einen Seite des Zuges sah man den Fluß mit seinem regen raslosen

Verkehr, seinen Schiffen und seinen Fabriken, durch das entgegengesetzte Wagenfenster konnte man das stille Bild des Akerbaus betrachten, die friedliche, geduldige Arbeit des die Scholle umgrabenden Landmanns. Weiber mit kurzen Röcken und nackten Beinen waren über die Furchen gebeugt. Die Rülhe bewegten langsam die schleimigen Wäuler, ohne vor dem heranbrausenden Zug im geringsten zu erschrecken, und weideten, in sich gefehrt, das fetts Gras der Wiesen. Von den Bergen stürzten Bäche zu Tal, deren Wasser rot wie Blut war und auch den Strom des Nervions rot färbte. Die Erzwaschungen waren die Ursache dieser Wasserfarbe. Die Industrie verunreinigte, indem sie das Land bereicherte, die kristallklaren Gewässer des Hirzenzeitalters.

Der Zug näherte sich der Stadt Bilbao, indem er in den Bahnhöfen des linken Ufers hielt, in Luchana, Zorroza und Olabeaga, Ortschaften, die sich auch auf das gegenüberliegende Ufer erstreckten. Durch die Mitte des Flusses zogen kleine Schleppschiffe mit langen Anhängseln von flachen Dichterschiffen dahin, Küstenfahrer, die vorsichtig den Strudeln auswichen; Dampfer, die mit unsichtbarer Bewegung ihrer Schrauben dahinglitten. Auf beiden Ufern reichte sich in endloser Folge Fabrik an Fabrik mit einem Wald von eisernen und backsteinernen hohen Schornsteinen, denen vielfarbige Rauchwolken entfielen, tintenschwarze, wie nächtliche Sturmwolken, weiß, sanft vergoldet durch das Sonnenlicht, dünne und blaue, wie der Rauch einer Bauernhütte, knallgelbe, von roten Funken durchsprüht.

Aresti bewunderte dieses eigenartige Bild, als sehe er es zum erstenmal.

Bilbao ist groß — sagte er sich mit einem gewissen Stolz. — Man muß doch zugeben, daß diese Leute Bedeutendes geleistet haben. . . Schade, daß sie sonst, abgesehen von ihren Geschäften, so wenig taugen!

Der Zug fuhr an den Docks vorüber, mit ihren großen Schiffen, deren roten Bauch Scharen von Arbeitern

abtrakteten und anstrichen. Im Hintergrunde zwischen andern Berggipfeln erblickte man den berühmten Pico de las Vanders mit seinem verlassenem kleinen Fort. Weiter erblickte man zwischen den Anhöhen des linken Ufers mit ihrer monumentalen, geradezu herausfordernden Umfassung die Universität von Deusto, die Hochburg des allmächtigen Jesuitismus. Es waren drei große Gebäude mit dreieckigen Stirngiebeln. Dahinter erstreckte sich ein großartiger Park bis hinauf zum Berggipfel, den eine Weiderei krönte. Mitten im Park, auf einer Erhöhung des Bodens, hatten die Jesuiten ein Standbild des heiligen Joseph errichtet, mit einem von elektrischen Lampen gebildeten Bogen darüber. Während die guten Patres schliefen, erinnerte der leuchtende Halbkreis der Dörfer des Nervionales und selbst die Stadt Bilbao daran, daß sich dort der mächtige, herrschaftliche Orden befand, in jedem Augenblick bereit, aufzustehen, stets wachsam, nie geneigt, seinen Ansprüchen zu entsagen oder auch nur des Nachts in den Hintergrund zu treten.

Die Nähe der Stadt machte sich fühlbar. Hier sah man, aufragend im grünen Gefild, die hohen Gebäude der Neustadt, die vereinzelt Gruppen, die wie Vorposten der wachsenden, stetig sich entwickelnden Stadt ausliefen; dort, längs der Ufer des Flusses, Lagerhäuser, Schuppen, Gerüste und Sebekräne, herabhohe Steinkohlenhaufen. Im Wasser, dicht am steinernen Flußdamm, auf dessen Mande ein feuchter schlammiger Streifen den Spielraum der Flut anzeigte, lag Schiff an Schiff, mit Lauen und Ketten an den schweren Eisenringen des Damms befestigt. Man sah das unaufhaltame Gehen und Kommen der Cargueras, der nacktsüßigen weiblichen Kulis, mit schmutztriefenden Röcken und geschwärtzen Gesichtern, die wie Ameisenreihen über die Bretter gingen, die Brücken zwischen dem Damm und den Schiffen bildeten. Die einen trugen auf dem Kopf kohlengefüllte Körbe, die andern luden Stockfischballen aus und türmten sie zu großen Haufen auf.

Nachdem der Zug einen Tunnel passiert, hielt er.